



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Eine Fahrt in den Orient : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festsberg.

(Fortsetzung.)



Am neun Uhr morgens sahen wir die Mündung des Bosphorus vor uns liegen, der bekanntlich Asien (Anatolien) von Europa (Rumelien), nicht aber die Liebe zu trennen vermag. Zwei Leuchttürme (Fener) auf den beiden Ufern (daher Anatoli-Fener und Rumeli-Fener) würden kühne Liebende jetzt vor Gefahren schützen. Zuerst wirkt die Einfahrt nicht so überraschend, weil die Berge nicht hoch und unbewaldet, die Landschaft auch nicht belebt ist. Allmählich steigern sich die Wirkungen, wie sie leuchtende Sonne, himmelblaues Meer, marmorglänzende Paläste und dunkelgrüne Zypressenwälder hervorrufen können. Die Levantinerin setzte einen besondern Stolz darein, die erste zu sein, die uns die Lichtseiten ihres Vaterlandes zeigen konnte, und so war es nicht schwer, daß wir uns in diesem Häusermeer, wo Dorf an Dorf sich ununterbrochen reiht und Palast mit Palast, Ruine mit Ruine wechselt, zurecht fanden. Mit diesem Eindruck, den die Natur auf die Sinne des Menschen übt, stehen aber in engster Verbindung die Gedanken, welche der geschichtliche Untergrund auf sein Gemüt äußert. Mir ist es nicht gegeben, eine Landschaft, und sei sie noch so schön, nur abstrakt zu betrachten, ich muß die Schicksale mit ihr verflechten, die einzelne Menschen oder ganze Nationen auf ihr durchlebt haben, und in dieser Hinsicht übertrifft der Bosphorus gewiß alle Völkerstraßen von jener Zeit an, da ihm die in eine Ruh verwandelte To den Namen gab, da die Heere des Darius unter Datis und Artaphernes zwischen Rumeli-Sissar und Anatoli-Sissar ihn überschritten, um die klassische Welt orientalischem Despotismus zu unterjochen, da Konstantin an diesen Ufern eine neue Weltmonarchie gründete, Justinian von hier aus Gesetze gab, die noch heute die Menschheit regieren, bis zu jenen

Kämpfen der Genuesen und Venetianer, jenem romantischen Kreuzzug der Lateiner und dem endlichen Siege des Halbmonds. Solche Einwirkung auf Sinn und Gemüt habe ich nirgends größer genossen, und in dieser Hinsicht will ich gern dem Bosporus den Vorrang vor dem Golf von Neapel einräumen. Aber trotz alledem habe ich nicht die innere Befriedigung gehabt, wie sie der Anblick des Harmonisch-Schönen bei Neapel gewährt; überall drängte sich hier in das Bild der Anblick von Schmutz und Elend, von Öde und Verwüstung. Die Seele gelangt hier zu keiner Ruhe; in die herrliche Natur und in das edle Streben des Menschen greift mißgestaltend der Dämon ein. Auf dem Posilipp in Neapel wurde mir das Wort Friedrichs von Hohenstaufen klar, daß Gott, wenn er Neapel vorher gekannt hätte, das gelobte Land hierher verlegt haben würde. Ich glaube nicht, daß sich vom Bosporus dasselbe sagen läßt. Ich bin freilich mit meinen Anschauungen auf Widerspruch gestoßen; schon mein Begleiter, der in Übertreibung eines Hegelschen Ausspruchs nicht bloß dem Bestehenden, sondern dem Gegenwärtigen als dem Vollkommenen die Palme giebt, bekämpfte mich. Und doch hat immer und immer wieder der Sieg zwischen Bosporus und Neapel geschwankt. Auch ein so feiner Beurteiler des Schönen wie Gregorovius konnte nicht gleich schlüssig werden; er ist im vergangenen Frühjahr sofort aus dem Orient nach Neapel geeilt, weil er in seinem Herzen noch immer für Neapel Partei nahm, aber er ist doch, wie ich von ihm höre, zu dem Entschluß gelangt, diesem nur den zweiten Platz zuzuerkennen, indem er behauptet, daß, wer Konstantinopel nicht gesehen habe, nicht wisse, was Schönheit sei.

Diese Schönheit aber lag in ihrem vollen Glanze vor uns ausgebreitet mit ihrem Häusermeer, mit ihren weißglänzenden Palästen und Moscheen, mit ihren trotzigen Türmen und schlanken Minarets.

Das Schiff, umschwärmt von hunderten von Barken, warf gegenüber dem Turme von Galata Anker, und ehe man es sich versah, hatten sich zahllose Menschen: Hoteldiener und Dragomans, Barkenführer und Träger, auf das Deck gestürzt, und es begann jener Kampf um die Ausbeutung des Fremden, der immer mit einer Niederlage des letzteren endet. Wir entgingen dem allgemeinen Schicksal nur dadurch, daß uns die Freunde mit ihren Kawassen und Dienern erwarteten, deren gewichtigen Streichen auch die kühnsten Angreifer nicht zu widerstehen vermochten. Aber wenn ich euch sagen sollte, wie ich ins Hotel gekommen bin, so würde ich nicht imstande sein, es zu beschreiben.

4. Der erste Tag am goldnen Horn.

Niemals habe ich so unvermittelte Gegensätze gefunden als zwischen dem Anblick des äußeren und des inneren Konstantinopels. Vom Schiffe aus glänzende Paläste, weiße Minarets, alles licht und klar. Im Innern unsäglich Schmutz,

alles verfallen und wurmstichig. Dort europäische Gesellschaft, europäischer Komfort, hier ein Gewühl von Trachten, ein Schreien und Lärmen und ein Pflaster, zu dessen Beschreibung auch die Phantasie des Dichters des Inferno nicht ausreichen würde. Hätte Dante die Straßen Pera's und Stambuls gesehen, er würde sie zum Vorbild seiner Malebolgen genommen haben, und wenn in einer derselben der glühende Weg die Sünder rastlos jagt, so sind ihm die Straßen Konstantinopels insofern ähnlich, als die spitzen und scharfen Steine, Löcher und Untiefen den Wanderer fortwährend vorwärts treiben in der Hoffnung, endlich einmal eine Stelle zu finden, auf die er seinen Fuß ohne Schmerz setzen kann — eine Hoffnung, die freilich ganz vergeblich ist. Glücklicherweise haben die Engländer den Berg von Pera durch eine Drahtseilbahn mit einem Tunnel durchbrochen und sich dadurch den Dank aller erworben, welche wenigstens auf zwei Minuten hier einen Ruhepunkt und zugleich eine Beförderung finden. Dahin wurde ich von meinen Freunden gebracht und bald in eines der europäischen Gasthäuser einquartiert, die in ihren Preisen zwar mit den ersten Schweizer Hotels wetteifern, in Bezug auf Komfort und Reinlichkeit aber noch unter den unsrigen dritten Ranges stehen. Bis ich dahin gelangte, hatte ich nur immer auf meine Füße zu sehen, und so kam es, daß von den Bewohnern des goldnen Horns meine Blicke zuerst die Hunde auf sich zogen. Von den Hunden des Orients hat jeder gehört, und da ich im allgemeinen kein allzugroßer Freund von allem „was da kreucht“ bin, so hatte mich schon vorher der Gedanke an diese Tiere mit Grausen erfüllt. Meine Erwartungen sind hierbei zwiefach getäuscht worden; was das Ansehen betrifft, so ist es noch ekelhafter, als ich mir dachte; es sind braune, verwahrloßt aussehende Wolfshunde, die abgemagert, zerschunden, oft mit offenen Wunden und zerstückelten Gliedmaßen in Haufen auf den Straßen liegen und laufen. Wiewohl sie in dem Geruch der Heiligkeit bei den Türken stehen — einem Geruch, der übrigens bei den vielen andern Gerüchen, von denen die Straßen erfüllt sind, nicht besonders bemerkbar ist —, so haben diese doch kein Mitleid für die Tiere, und ich glaube, daß das Wort, daß sich der Gerechte auch seines Viehes erbarmt, wenn es überhaupt im Koran stehen sollte, jedenfalls nicht zu den Geboten des praktischen Mohamedanismus gehört. Andererseits aber sind diese Hunde auch nicht zu fürchten; sie sind harmlos und lassen sich ohne Widerseßlichkeit treten und stoßen und sind so weder dem Einheimischen noch dem Europäer gefährlich. Wie aber im Orient Rassen und Konfessionen nach Quartieren geteilt sind, die ihre eigne Organisation haben und eifersüchtig ihre Privilegien behüten, so bilden auch die Hunde der verschiednen Viertel eigne Körperschaften und Zunftverbände, in welche der Eintritt jedem andern Hunde aufs strengste versagt bleibt. Für jeden fremden Hund heißt es: *Lasciate ogni speranza voi ch'entrate*; er würde einem sicher unvermeidlichen Tode verfallen und durch Wisse in das Jenseits befördert werden, wenn er sich in diese fremde Region wagte.

Auch ist den Hunden das orientalische Phlegma eigen und jede besond'ere Aufregung ihnen verhaßt; sie sind Anhänger eines unbedingten Risiketh und werden deshalb wütend, nicht wenn es irgendwo brennt, sondern wenn die Feuerwehr löscht. Auf dem Seraskierturm in Stambul, der Station der Feuerwehr, fielen mir eine Menge von stumpfen Spießen auf; mit ihnen werden die Pompier's bewaffnet, um, wenn sie nach der Feuerstätte eilen, die aufgeregten und sie anfallenden Hunde von sich abzuwehren. Bei alledem darf man aber nicht denken, daß die Hunde nutzlos seien; sie haben vielmehr eine hohe Kulturaufgabe zu erfüllen, welche den Stadtteilen Konstantinopels das hohe Budget erspart, das bei uns für die Straßenreinigung bestimmt ist. Des Nachts, d. h. vor dem Schlafengehen, wird aus den Häusern Müll und Unrat, der sich tagsüber innen angesammelt hat, auf der einfachsten, schon von Xanthippe zur Anwendung gebrachten Weise auf die Straße geschüttet. Einen solchen Moment verwerten die Hunde, welche mit der Nacht unruhiger werden, um sich auf das Herausgeschüttete zu stürzen und aufzuzehren, was überhaupt zu verzehren möglich ist. Das ist aber schon eine große Menge; das übrige bleibt liegen, bis es der Wind verweht oder der Regen fortwäscht oder zu neuem Bindemittel des Pflasters verwendet. Also Achtung vor den Hunden! Unbegreiflich, daß die Türken das nicht anerkennen und ihre Feinde gerade mit dem Namen dieser für sie so nützlichen Tiere belegen.

Mein erster Ausgang sollte nach — Asien sein. Einen fremden Weltteil zu betreten, hat so viel des Reizvollen und Erhabenen, daß ich so schnell als möglich diesen Eindruck auf mich wirken lassen wollte. So fuhren wir mit unsern türkischen Freunden auf dem Dampfer nach Skutari, dem asiatischen Teile der Stadt. Kaum gelandet, werden wir von einer Masse Pferdevermieter mit ihren Tieren umringt; man glaubt mitten in eine Herde wilder Tiere und Menschen geraten zu sein. Da gilt kein Mustern, kein Überlegen, jede Wahl und Willensfreiheit ist ausgeschlossen; ehe man sich versieht, sitzt man auf dem Rücken eines Pferdes und nun geht es, heidi! vorwärts. Ich danke trotzdem dieser Gelegenheit, die mich wenigstens in den Stand setzte, meiner Umgebung eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. In Skutari wohnen keine Europäer, hier ist echtes Asien, alles türkisch. Die Straßen eng und schmutzig, das Pflaster von der gleichen Beschaffenheit wie in Pera. Die Häuser sind unansehnlich und alle von Holz gebaut, doch mit vorstehenden Erkern, sodaß man zuweilen in eine alte süddeutsche Stadt versetzt zu sein glaubt; immer lassen sich die zwei Teile des Hauses erkennen; der eine, dessen Fenster freien Einblick gewähren, ist für die Männer bestimmt (Salemlif); der andre mit vergitterten Fenstern birgt die so sorgsam gehüteten Frauen (Haremlif). Auf den Straßen herrscht reges Leben; die Werkstätten der Handwerker liegen offen am Wege, ebenso die Kramläden, denn von großen Magazinen ist hier keine Rede, diese sind vielmehr im Bazar vereinigt. Wir hatten übrigens nicht viel Zeit, Be-

trachtungen anzustellen, denn bald kamen wir zu den großen cypressenbeschatteten türkischen Friedhöfen, die uneingefriedet mitten in der Stadt liegen. Der Tote scheint für den Türken kein Gegenstand besondrer Pietät zu sein, und es liegt in der That eine eigne Religionsphilosophie darin, wenn man dem zu Staub werdenden Leibe keine übertriebene Verehrung zollt. Die Grabschriften, die mitunter von poetischer Schönheit sind, geben auch diese Anschauung wieder, wenn sie von der Vergänglichkeit des Erdenlebens und der Nichtigkeit irdischen Glückes reden. „Jede Seele kostet den Tod“ ist der oft wiederkehrende Trost für die Überlebenden. Es herrscht auf einem solchen Friedhofe keine Ordnung; in und außer der Reihe werden die Toten, welche in schmucklosen Holzkästen liegen, nicht allzutief in die Erde geworfen. Darüber wird ein Stein gedeckt, und darauf ein schmaler Marmorblick errichtet, der in erhabener, goldner oder bunter Schrift den Verstorbenen nennt. Trägt dieser Block einen marmornen, oft rot angestrichenen Fez oder in alter Zeit einen Turban, so weiß man, daß darunter ein Mann seine Ruhe gefunden hat; geht das Ende aber in eine sonnenrosenartige Blüte aus, so deckt der Stein ein weibliches Wesen. Dieser große Cypressenwald, der sich mit seinen dunkeln Bäumen, auf denen Tauben nisten, zu beiden Seiten des Weges hinzieht, mit seinen verödeten, schmuck- und blumenlosen Gräbern und den verfallenen Steinen wird nicht verfehlen, den Wanderer in eine tiefernte Stimmung zu versetzen, und ich möchte einem neuen Herausgeber der Schopenhauerschen Werke das Bild eines türkischen Friedhofes als Titeltupfer empfehlen. Nirgends tritt das Nichts des Lebens so lebhaft zu Tage. Wie anders wirkte der dicht daneben liegende englische Friedhof mit seinen sorgsam gepflegten Gräbern! Freilich der Obelisk in der Mitte, dessen Seiten vier byzantinisch-archaische Engel stützen, zeugt von einer großen Verirrung des Geschmacks, der die verschiedenen Charaktere zweier Kunstepochen vereinigen wollte. Das Denkmal ist für die in fremder Erde ruhenden Offiziere und Soldaten der Krimarmee bestimmt. Aber die Aussicht von den Gittern des Kirchhofes läßt bald die Toten vergessen. Denn vor dem Beschauer dehnt sich die Häusermasse Stambuls mit der Serailspitze und dem Walde seiner Minarets aus, zur Linken sieht man das von levantinischen Kaufleuten bewohnte villenreiche Kadiköi und im Vordergrund den Leuchtturm (Fenerbagtsche) für die aus den Dardanellen und dem Marmarameer kommenden Schiffe. Wir gingen an das Meer hinab und bestiegen dort einen Raif, d. h. ein Boot, welches die zweite Periode der Schiffsbaukunst bezeichnet, wenn man als erste das Kanoe betrachtet. Auch der Raif scheint nicht viel mehr als ein ausgehohlter Baumstamm, in welchem höchstens zwei Personen, hart aneinander und lang ausgestreckt, Platz haben. Der bedächtige Türke, welcher ein Feind überflüssiger Bewegungen ist, darf sich ohne Gefahr diesem schwanken Nachen anvertrauen, der Europäer büßt seine größere Lebhaftigkeit nicht selten mit einem unfreiwilligen Bade, und in unsern Tagen kam es vor, daß der Raif

selbst exterritoriale Persönlichkeiten nicht schonte, sondern einen Gesandten nebst Gattin in eine nähere, nicht gesuchte Bekanntschaft mit dem Bosporus brachte. Wir hatten dem biedern türkischen Schiffer sorgsam eingeprägt, daß er „den Cäsar und sein Glück trage,“ und so langten wir wohlbehalten in Fenerbagtsche an, wo sich mit der entzückenden Aussicht auf die blauen Berge Asiens und das im Sonnenglanz strahlende Marmarameer Szenen köstlichsten Volkslebens entwickelten. Denn um die Herbstwende bildet dieser Ort den Spaziergang für die bessern Stände aus der Türkenwelt. In Equipagen oder in ochenbespannten, mit rotem Baldachin bedeckten Wagen langt der Effendi mit seinen Frauen hier an und ergeht sich mit ihnen unter den schattigen Bäumen. Verkäufer von Kaffee und Früchten, von süßen Reisspeisen und Wasser eilen von Gruppe zu Gruppe. Ein mißgestalteter Zwerg spielte auf einer Geige melancholische Lieder und sang mit krächzender Stimme den Text. Wie aber bei Naturvölkern Mißgestaltung nicht Mitleiden, sondern Heiterkeit erregt, so erntete auch dieser unglückliche Künstler bei seiner größtenteils aus türkischen Kindern bestehenden Zuhörerschaft nur Spott, ohne daß er indes von seinem unermüdblichen Thun abgeschreckt wurde. Das war nun schon die erste Gelegenheit, uns nach dem schöneren Geschlecht umzusehen; allein was wir sahen, waren mittelgroße Gestalten, von einem unförmlichen, die Formen verdeckenden Mantel umgeben und in einen Schleier gehüllt, der nur die Augen und Nasenspitze erkennen ließ. Wer sich auf Augen versteht, kann sich vorstellen, ob unter diesem Mantel (Feradsche) das Herz noch warm schlägt oder die alles beruhigende Zeit die Gefühle erkalten ließ. Ich muß frei bekennen, daß mir diese Gabe der Augensprache nicht verliehen ist, und deshalb suchte ich an den nicht mit Handschuh bekleideten Fingern das Alter der Besitzerin zu erraten. Ihr hättet aber hier unsern guten Poeten sehen sollen! Er geriet über diese Vermummung in helle Wut und erklärte, sofort abreißen zu wollen, wenn ihm keine Schönheiten frei und offen gezeigt würden, da er sich nach dem bekannten Sprichworte kein Vergnügen ohne Damen denken könne.

Nach den reichen Erlebnissen dieses Tages war es nicht leicht, Schlaf zu finden. Zwar wird es nach Sonnenuntergang, wo die Hauptmahlzeit genommen wird, auf den Straßen still, und auch des Nachts herrscht selbst in Pera keineswegs das lebhafte Treiben, wie es in Italien üblich ist. Dennoch gab es Störungen genug. Ein schwärmerischer Grieche brachte seinem Liebchen mit Gesang und Guitarre ein melancholisches Ständchen, dessen Melodie mir bewies, daß die Grausame seinem Flehen noch unerbittlich blieb. Dazwischen bellten die gierig gewordenen Hunde, und der Nachtwächter schlug taktmäßig und in regelmäßigen Zwischenräumen mit seinem Knüttel aufs Pflaster. Dieses Aufschlagen hat den doppelten — wenn auch nicht immer wohlwollenden — Zweck, die Diebe von der Anwesenheit des Nachtwächters zu unterrichten und sie zu veranlassen, ein andres Feld ihrer Thätigkeit zu suchen, den ruhigen

Bürger aber, unter dem Eindrucke, daß das Auge des Gesetzes wache, in seinem Schlummer zu stören. Zuletzt aber verlor sich das Geräusch, und so fand ich endlich die ersehnte Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Die Polizei. Einige Jahrzehnte lang galt der von England entlehnte Individualismus als die Grundlage einer wahrhaft freisinnigen Weltanschauung. Man überfaß dabei, daß die unbeschränkte Freiheit des Einzelnen nur einen Krieg aller gegen alle entfacht, welcher den Schwächeren dem Stärkeren ausantwortet. Die traurigen Ergebnisse dieses „Kampfes ums Dasein“ haben allmählich wieder den Blick dafür geschärft, daß wahre Freiheit, unter deren Herrschaft jedem das Seine werden kann, notwendig eine Beschränkung des Einzelnen zur Voraussetzung haben muß; und wie daher an Stelle des krasen Manchesterthums die neuere, auch den Schwächeren berücksichtigende Wirtschaftspolitik getreten ist, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß auch auf andern Gebieten die Bethätigung der Staatsgewalt, welche meist durch die Polizeibehörden gehandhabt wird, nicht einen möglichst zu bekämpfenden Eingriff in die persönliche Freiheit darstellt, sondern gleichfalls zur Regelung der Beziehungen der Einzelnen zu einander notwendig ist. Unter dem Wechsel dieser Anschauungen ist auch unter den Polizeibehörden ein reges Streben nach Erwirkung der zur Erfüllung ihrer Aufgabe notwendigen selbständigen Stellung erwacht, was sich nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Literatur kundgiebt.

Zu den einschlagenden literarischen Erzeugnissen gehört auch ein unlängst erschienenes Buch,^{*)} welches von einem tüchtigen Praktiker auf Grund seiner eignen langjährigen Erfahrungen im Dienste der königlichen und der städtischen Polizei, sowie unter Benutzung einer großen Menge von Mittheilungen, welche er von zahlreichen städtischen Polizeiverwaltungen in Preußen eingezogen hat, zusammengestellt ist, und welches durch die vielfach eingestrenten gesetzlichen Bestimmungen und Entscheidungen höherer Behörden noch einen besondern Wert erlangt. Ist das Buch auch zunächst vom Standpunkte der altpreussischen Gesetzgebung aus geschrieben, so enthält es doch auch vielerlei, was für die übrigen Rechtsgebiete innerhalb und außerhalb Preußens von Bedeutung ist.

Nachdem der Verfasser dargelegt hat, daß und weshalb die preussische Polizei verbesserungsfähig ist, macht er Vorschläge, wie diese Verbesserung zu bewerkstelligen sei, und knüpft daran eine Auswahl von Instruktionen für die einzelnen Zweige der Polizeiverwaltung. Letztere können wir hier übergehen, da sie nur den Fachmann interessieren; doch sei bemerkt, daß sie mit Umsicht ausgearbeitet sind, wenigstens zum Teil schon praktische Anwendung gefunden haben und man nur wünschen kann, daß sie recht vielseitige Anwendung finden mögen. Was von einer guten Instruktion für die Beamten abhängt, weiß jeder Praktiker aus eigner Erfahrung.

Einer genaueren Darlegung aber bedürfen die Erörterung der Mängel der Polizei und die Vorschläge zur Abhilfe derselben. Den gewiß schönen Wunsch des

^{*)} Die bestehende Organisation und die erforderliche Reorganisation der preussischen Polizeiverwaltung, mit Rücksicht auf die wünschenswerte Erweiterung derselben zur deutschen Reichspolizei. Von Otto Held, königlichem Polizeirath. Berlin, Fr. Buchardt, 1886.